

Ungerechtigkeit zusammengetan. Und ebenso fanden die Katholiken Südafrikas einen Rückhalt am anglikanischen Klerus und nahmen lieber Verhaftung und Gefängnis auf sich, als daß sie ihre Kirchen den eingeborenen Christen verweigerten.

Der grundlegende Unterschied zwischen den beiden Ländern liegt darin, daß die Hindernisse gegen eine Gleichberechtigung in den USA weithin künstlich geschaffen sind. Sie können durch ein Minimum an Geduld und Vernunft überwunden werden. In Afrika dagegen liegen die Schwierigkeiten tiefer und sind verwickelter. Aber für beide Fälle gelten die gleichen Grundsätze, und was die eine Nation tut, kann für die andere ein Ansporn werden.

Es ist eine Lieblingsidee des Verfassers, daß die Auseinandersetzung um die Rassenfrage in den USA aus der erneuernden Kraft des Glaubens eine Art von Laboratorium ist, in dem ein neuer, noch nicht gekannter Dynamismus für die Kirche gewonnen werden könnte in ihrem Kampf gegen das Böse und in ihrem Streit für das Reich Gottes. Hugo Rahner verglich in seiner Rede auf dem Kölner Katholikentag die Kirche mit einer „staubbedeckten Pilgerin durch die Jahrhunderte“. Der Rassenstreit hat uns mit viel Staub bedeckt, aber wir wandern unserm Ziel entgegen, dem Frieden und der Einheit unter dem Banner Christi des Gekreuzigten.

Das fromme Deutsch

FRANZ HILLIG SJ

Jede Sprache hat ihre Art fromm zu sein; ihre Art, mit Gott und von Gott zu reden. Und man hat, etwa im Zusammenhang mit dem Latein der Kirche, nach den Möglichkeiten und Grenzen unserer Muttersprache für das liturgische Beten und Singen gefragt. Derlei Fragen liegen uns hier fern. Unser Anliegen ist die Pflege der Sprache im religiösen Bereich. Wir meinen, wie es Menschen gibt, die sich ganz allgemein der Reinerhaltung unserer Muttersprache annehmen („Sprachtherapeuten“ hat man sie genannt), so wäre Ähnliches auch dem frommen Deutsch durchaus zuträglich und heilsam, und zwar sowohl um unseres Deutsch als um des religiösen Menschen willen. Denn mehr, als wir meist denken, hängt hier eines mit dem andern zusammen.

*

Das fromme Deutsch ist eine eigene Region unserer Sprache. Es ist die Sprache der Bibel und des Kirchenlieds, das Deutsch der Predigt und der Christenlehre, der Gebet- und Erbauungsbücher, der gesamten, vielschich-

tigen katholischen Publizistik. Es mag sprachliche Probleme ähnlicher Art im evangelischen Raum geben; wir beschränken uns hier auf einige Erscheinungen, die uns Katholiken angehen.

Es gibt ohne Zweifel vordringlichere Probleme; dennoch wäre es falsch, dieses Anliegen unwichtig zu nennen. Am Anfang der Christianisierung eines Volkes steht die Christianisierung seiner Sprache. Das ist eine Aufgabe, von deren Schwere und Tragweite viele keine Vorstellung haben. Und bleibt es, wenn auch in abgeschwächter Form, nicht immer eine wichtige Aufgabe der Verkündigung? Die Kirche muß nicht nur äußerlich mit den Mitteln der Unterrichtung und Meinungsbildung Schritt halten und sich selbstverständlich der Buchdruckerkunst, der Rotationspresse, des Rundfunks, des Fernsehens bedienen: die Sprache selbst lebt, und es gilt, mit diesem lebendigen Deutsch die Föhlung nicht zu verlieren.

Mit großer Aufopferung und Mühe suchen die Missionare in den Heidenländen die schwierigen Sprachen der fremden Völker zu erlernen. Da sollte es selbstverständlich sein, daß die Glaubensboten in der Heimat sich nach dem Maß der ihnen verliehenen Gaben bemühen, ein ordentliches und gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Das ist keine Frage der Ästhetik. Solche Bemöhung um die Sprache wird ja gern mit einer verächtlichen Handbewegung als „Ästhetizismus“ beiseite geschoben. Es ist die ernste Frage, ob wir die Menschen erreichen; ob unser Wort bei den Menschen von heute „ankommt“.

Dabei übersehen wir nicht, daß die Religion, wie sie eigene Inhalte und Haltungen aufweist, auch wirklich eine eigene Sprache und ein besonderes Sprachklima begründet. Ernst, Ehrfurcht, Friede werden darin ebenso begegnen wie eine besondere Wärme und Innigkeit. Der „Anschluß“ an die Sprache der Menschen von draußen darf keineswegs dahin mißverstanden werden, als habe sich z. B. die Sprache des Betens der von Presse und Rundfunk einfach anzugleichen. Das wäre der Verlust einer ganzen Dimension. Wohl aber gibt es innerhalb der religiösen Sprache mit ihrem Eigenrecht wertvolles und weniger wertvolles Sprachgut.

*

Unsere Muttersprache ist ein hochkompliziertes Instrument, und der Mensch von heute hat ein sehr entwickeltes Gefühl für die Art, wie einer sich dieses Instrumentes bedient. Man darf seinen Geschmack nicht beleidigen. Es lohnte sich, dem „Geschmack“ einmal eine eigene Untersuchung zu widmen. Der moderne Mensch nimmt dieses Wort sehr ernst und versteht darunter mehr als nur das, was anspricht. In manchen Fällen mag die Ablehnung einer objektiv verbindlichen Wahrheits- und Sittennorm dahinterstehen. In andern Fällen aber scheinen sich hinter diesem Wort geradezu die letzten Wertungen selbst zu verbergen. So wie etwa Nietzsche gesagt hat, das Christentum gehe ihm gegen den Geschmack. Die Frage nach dem Ge-

schmack fällt dann mit der nach dem Glaubhaften und Zumutbaren zusammen. Ein Verstoß gegen ihn weckt tiefes Mißtrauen und ist nicht leicht wiedergutzumachen. Es stellt nicht nur die Sprache des Glaubensboten, es stellt ihn selbst in Frage. Sprache im Vollsinn ist immer auch der Mensch, der dahintersteht.

Wenn die Kirche die Sprachgestalt der Verkündigung ernst nimmt, dann nicht zuletzt wegen des Inhalts der Botschaft, die den Menschen in ungebrochener Reinheit und Fülle verkündet werden soll. Ein gesundes katholisches Deutsch kann nur sprechen und schreiben, wer im katholischen Denken zu Hause ist und mit dem Leben der Kirche lebt. Hier wird deutlich, daß der Sprachpfleger im christlichen Bereich nicht nur über Sprachgefühl und germanistische Kenntnisse verfügen sollte, er muß rechtgläubig sein und, wenn möglich, die Theologie der Kirche kennen. Darum liegt hier für den „Diener am Wort“ eine besondere Aufgabe. Aber jeder sieht auch, wie sehr sich gerade hier Priester und Laie glücklich ergänzen: das theologische Wissen und die seelsorgerliche Erfahrung auf der einen, die Kenntnis des Menschen, seines realen Lebens und seiner Sprache auf der andern Seite. Als Frucht dieser Zusammenarbeit kämen wohl Predigten und Gebete und eine Publizistik zustande, die von den konkreten Hörern und Lesern verstanden würden und von ihnen ehrlich nachvollzogen werden könnten.

Gelingt ihnen das denn im allgemeinen nicht? Es wäre töricht und anmaßend, das viele Gute und Ausgezeichnete nicht zu sehen, das in der lebendigen Verkündigung und im reichen katholischen Schrifttum geleistet wird. Dennoch wäre es falsch, auf diesen Lorbeeren auszuruhen, zumal die Freude daran nicht ganz ungetrübt ist. Wer die katholische Publizistik unvoreingenommen durchmustert, der stößt neben Meisterwerken häufig genug auf weniger Geglücktes, ja Unerfreuliches. Es gibt noch genug Klagen über das fromme Deutsch, wie es von den Kanzeln kommt, wie es in den Gebetbüchern steht und auf vielen andern Wegen die Menschen abstößt, statt sie zu gewinnen.

*

Die Lehrer des guten Deutsch empfehlen, sich eine Sammlung verunglückten Sprachgutes anzulegen, eine Verrufsliste. Davon versprechen sie sich eine abschreckende und anspornende Wirkung. Statt langer theoretischer Erörterungen breiten auch wir wohl am besten einige solcher Proben aus dem Gebiet des frommen Deutsch vor dem Leser aus. Er wird es verstehen, wenn wir keine Verfasser nennen. Es geht einzig um die Sache, um die Veranschaulichung des Gemeinten.

In einer Betrachtung über den Guten Hirten (Erscheinungsjahr 1955) erfahren wir, was ein Hirt ist: „Ein Hirt ist der Leiter einer abgeschlossenen Menge von Tieren. Er ist ihr Mittelpunkt, ihr Gebieter, ihr Führer.“ Derselbe Verfasser macht sich Gedanken, warum im 10. Kapitel bei Johannes ausgerechnet von Schafen die Rede ist. Er kommt zu der Erkenntnis: „Weil

Schafe... sich am meisten eignen, um die Herde Christi zu versinnbilden.“ Anderswo spricht er von „Tränen, die noch immer durch die Hoffnung ver-süßt waren“ und sagt vom Herrn: „sein Liebesseifer war die Triebfeder seines ganzen Lebens. Sein anbetungswürdiges Herz ist der Glutofen der Liebe...“ Im Vorwort wird mitgeteilt, das zweibändige Werk stelle „die Frucht der nicht leichten Mühen eines für unsern Orden begeisterten Priesterherzens“ dar. Man glaubt es gern; aber merkt der Verfasser (und der Verlagslektor) nicht, wie ungeschickt, banal und schülerhaft hier gesprochen wird: „eine abgeschlossene Menge von Tieren“ — und wie die Eignung der Schafe als leider nur zu sprechendes Bild unserer schafhaften Christen den Kalauer streift? Und wo ist diesem „Priesterherzen“ denn schon einmal „Liebesseifer“ begegnet? Gibt es dieses Wort überhaupt? (Auf den „Glutofen der Liebe“ kommen wir noch zurück.)

Die Heiligenleben scheinen (warum eigentlich?) einen besonders günstigen Nährboden für sprachliche Fehlbildungen abzugeben. In einem anspruchsvoll auftretenden Werk dieser Gattung (Erscheinungsjahr 1955) steht zu lesen: „Gerne ließen sich auch die Ungebärdigen herbei, mit ihm eine kleine Andacht... zu machen.“ — „X. dagegen setzte einfach die gute Tat.“ — „Verlangen sie aber einmal... das Setzen eines Wagnisses, dann“ usw. „Er war zu gerade gewachsen, zu einfach und lauter, um das geheime Gift schillernden Kokettierens mit dem Bösen, dessen glänzendes Gewand man bewundert, eingeatmet zu haben“ (was für ein Bild und was für eine Grammatik!).

„Dort... soll X. einer außerordentlichen Gnade gewürdigt worden sein, die sein Gesicht strahlend machte und voll einer übernatürlichen Röte. (Der Begleiter) hatte sofort den Eindruck, daß etwas Besonderes passiert sein mußte.“ Schon das „soll“ berührt inhaltlich unangenehm: ist das Berichtete geschehen, kann man es nachweisen oder nicht? Sodann: was ist eine „übernatürliche Röte“? Schließlich das unglückliche „Passieren“! — „Wie selten gibt es Geister — und besonders weibliche Geister — die nicht nur Rat-schläge erbitten, sondern sie auch verstehen.“ Die ganze fromme Literatur hat eine Scheu, vom Menschen, von Mann und Frau zu sprechen. Es sind „Geister“ oder „Seelen“: „X. pflegte Seelen, die ihm sehr teuer waren,... äußerst fest und schonungslos anzupacken“, und es wird gefragt, „welch andere Seele sich wohl ein derart unverblühtes Verhalten gefallen ließe“. Jedenfalls war sich der Heilige „darüber klar, daß der ‚gute Hirt‘ voll Dornen wird, wenn er das ‚Lämmlein‘ holt“. Nicht so schnell wird einem klar, wer wen oder wen was kostete, wenn es heißt: „Eine bejahrte Dame... kostete X. fast täglich eine geraume Weile.“

In einem verbreiteten Grundriß der Aszetik (1933) wird das Wesen des inneren Gebetes folgendermaßen beschrieben: „Das innere Gebet ist das Gebet, das sich nicht der Sprechwerkzeuge (!), sondern nur innerer Akte bedient.“ Ist es danach zu verwundern, wenn in heutigen Lehrbüchern der Moral immer noch „Frauenspersonen“ vorkommen, wenn bei einem Kirchen-

historiker der Heilige Stuhl „aufs Glatteis gerät“ und sich „die zarten Blüten Aloysius, Berchmans, Stanislaus bei näherem Zusehen als echte Soldatenkinder entpuppen“? In einem aner kennenswerten theologischen Werk (Neuauf lage 1958) findet sich mit Bezug auf die Erniedrigung Christi, wie sie das 2. Kapitel des Philipperbriefs schildert, also ein großes, erhabenes Thema, der Zwischentitel: „Aus Gotteshöhe zur Erdentiefe und zurück“. Wie ist so etwas möglich? Kann der heutige Leser anders, als an die Bahn denken („II. Klasse Köln-Hamburg und zurück“)?

Gewiß, zuweilen schläft selbst Homer. Aber schläft er in der frommen Literatur nicht etwas häufig? Niemand verlangt, daß z. B. die Verfasser theologischer Handbücher literarisch erlesen schreiben. Das wäre auch gar nicht angemessen; aber man sollte von ihnen eine gewisse Kultur, ein Empfinden für das verlangen können, was sich schickt und was unmöglich ist. Wir versagen es uns, noch krassere Beispiele zu bringen.

*

Das „fromme Deutsch“ ist für viele das „salbungsvolle Deutsch“. Wie es akustisch den unangenehmen „Prediger-“ oder „Kanzelton“ gibt, so ist der religiöse Stil überhaupt durch Pathos, Schwulst, Gefühlsüberschwang und Überhitzung bedroht. Freilich muß man der literarischen Gattung und den Umständen Rechnung tragen. In einer Gemeinschaft streng abgeschlossen lebender Ordensfrauen sind Texte mystischer Glut und Innigkeit möglich, die in einem andern Milieu untragbar wären. Man hat Scheu, solche Texte preiszugeben. Aber sie wirken oft allzu stark in den katholischen Gebetsstil hinein, und die Probe, die wir bringen, ist einem 1950 erschienenen Buch entnommen, das durchgängig auf diesen Ton gestimmt ist. Der Text stammt aus einem Frauenorden und wird unserm Herrn in den Mund gelegt.

„Oremus ... Beten wir in Gemeinschaft der Anrufung, des inbrünstigen Flehens. Beten wir in Gemeinschaft der Hinopferung, der Angleichung, der vollsten Übergabe! Geben wir gemeinsam Liebe für Liebe! Oremus! Laßt uns die ‚Liebesbitte‘ gemeinsam beten, aus demselben Herzen, aus einem Hostien-Herzen, einer dem Dienste des Vaters hingeopferten Hostie, beständig verzehrt durch das Feuer des Leidens! Wie süß ist mir da das ‚Duett der Liebe‘, dieser gemeinsamen ‚Liebesbitte‘ in der ‚Einheit des Herzens und der Seele ...‘ in der ‚Einheit der Hostie‘! ... Das ist der wahre Geist meiner ‚Liebesbitte‘. Das Leben meiner wahren miterlösenden Bräute müßte ohne Unterlaß folgende Worte in die Tat umsetzen: Oremus! ... Amemus! ... Collaboremus! ...“

Der Priester, der etwa fremd und unvorbereitet aus einer vorliegenden Textsammlung vorzubeten hat, gerät nicht selten in Verlegenheit. Er empfindet während des Vorbetens, wie schwülstig, pseudo-poetisch und schwer nachvollziehbar oft die Gebete sind, die ihm vorliegen. Manchmal gelingt es, sie noch während des Sprechens umzuformen. Immer wird diese Umfor-

mung in die Richtung des Schlichten und Ehrlichen gehen. Man müßte sich immer fragen: können die Männer und Frauen der Gemeinde das ehrlich nachsprechen, ohne sich und dem Herrgott etwas vorzumachen? Es ist erfreulich, daß bei der Neugestaltung der Diözesan-Gesangbücher dieses Anliegen offenbar gesehen wird. Man begegnet nicht mehr so leicht den Be-teuerungen, Gott tausend Leben schenken zu wollen, wenn man sie besäße, wo man ihm doch immer wieder verwehrt, über das eine, das man hat, frei zu verfügen.

Damit reden wir keinem kalten Rationalismus oder einem vom Zeitgeist angekränkelten Minimalismus das Wort. Das gläubige Herz soll seinen Glauben, seine Not, seine Freude voll ausströmen können; aber auf eine Weise, die ihm gemäß ist. Der Mann auf eine männliche Art. Im Vordergrund steht auch nicht die Rücksichtnahme auf Menschen anderen Glaubens und deren Geschmack. Wer in eine katholische Andacht geht, muß damit rechnen, daß die Herz-Jesu-Litanei oder die Lauretanische Litanei gebetet werden, die übrigens von großer theologischer Tiefe und voll packender symbolhafter Bilder sind. Wir glauben an das Mysterium und verkünden es ohne falsche Scheu. Es ist auch klar, daß wir in der „Welt“ damit anstoßen. Aber schlimm ist die aus dem göttlich berausenden Kelch abgeleitete, verdünnte Limonade. Der „Glutofen der Liebe“ steht in der Herz-Jesu-Litanei, und das ist eine gewaltige und erhabene Vorstellung; aber man darf mit solchen heiligen Worten und Wendungen nicht ständig achtlos um sich werfen, wie das in einer gewissen frommen Literatur leider üblich ist, wo dann das Heiligste Herz Jesu „müde am Jakobsbrunnen sitzt“ und alle Gebete voll glühender Schwüre sind. Vieles davon ist seit Jahrzehnten einfach Klischee, und diese frommen Klischees sind von einer schlimmen Zähligkeit. Wer sie sich einmal angewöhnt hat, dem fließen sie nur so in die Feder (oder über die Lippen).

Der Dichter Reinhard Johannes Sorge hat gesagt: „In den Büchern der Heiligen ist man immer an der Quelle. Daher sollte man auch ein Heiliger werden, um gut und tief zu schreiben.“ Wären nur all die frommen Schreiber Heilige und merkte man ihren Schriften dieses Quellhafte an, die heilige Nüchternheit mitten in der Glut! Dann würden sie sich nicht mit solchem Sensationshunger auf die angeblichen Gesichte südamerikanischer Nonnen stürzen und jede Privatoffenbarung und Privatprophezeiung gleich als Evangelium nehmen. Die überhitzte, schwärmerische Sprache einer gewissen Traktätchenliteratur verrät deutlich die Schwarmgeisterei, aus der sie stammt. Und das Unbehagen solchen Publikationen gegenüber beruht nicht nur auf ihrer literarischen Minderwertigkeit; oft steckt eine minderwertige Theologie oder die Abwesenheit jeder Theologie dahinter.

Nicht ganz so schlimm ist die Lyrik. Der lyrische Ton der Ergriffenheit hat dem deutschen Herzen immer nahegelegen und im frommen Deutsch reichliche Niederschläge gefunden. Für manche war die Religion überhaupt zur Gefühlssache geworden (man denke an Schleiermachers Einfluß). Der

heutige Mensch ist härter, sachlicher, wesentlicher. Wir wundern uns, daß noch vor 35 Jahren ein angesehener religiöser Schriftsteller vom „Schatzkästlein der Kirche“ sprechen konnte. „Mit ewigen Ketten ist unser Schicksal an die Sterne gebunden“, sagte er. Er sprach davon, daß wir „Wüstenwanderer“ sind, „belastet mit goldenen Schätzen“. — Ist etwas von diesen „Würzelchen der Sünde“ auch in mir? „Wenn ein Tröpflein roten kostbaren Blutes auf seine Stirn gesprengt wurde.“ — „Es ist so ein leises, stimmungsvolles Wörtlein in den Evangelien, wo er sagt: Pater dilexit me, der Vater hat mich lieb. Es ist, wie wenn er es versonnen in stillem Glück vor sich hersagte.“ — „So ein Brosamlein mußt du mir doch geben können.“ — Das war 1921, als die Jugend aus „Zupfgeigenhansl“ und „Spielmann“ Volkslieder sang. Wie weit liegt das zurück! Doch der Lyrismus wirkt in der frommen Sprache weiter. Er färbt auch noch gelegentlich auf die Morgenfeiern im Rundfunk ab. Es ist offenbar gar nicht leicht, von ihm loszukommen.

*

Nach Schwulst und Pathos, dem zählebigen religiösen Klischee und der Gefühlsseligkeit kommen wir zu einer weiteren, leider äußerst ergiebigen Fehlerquelle für schlechtes und undeutsches frommes Deutsch: das sind die Übersetzungen aus den Fremdsprachen. Man muß die Kühnheit oder Ahnungslosigkeit bewundern, mit der irgendein Sprachkundiger es unternimmt, ein Werk aus der katholischen Geisteswelt ins Deutsche zu übertragen, ohne sich in der katholischen Sprachwelt auszukennen, und zwar oft, ohne das Katholische in der Fremdsprache und das katholische Deutsch zu beherrschen; beides aber müßte er kennen (als ob das je ein Nichtmediziner mit einem medizinischen Werk wagte!). Die Verlage sollten da schärfer zusehen.

So geschieht es denn, daß in einem Roman, in dem nur ein gewöhnliches Pfarrhaus eine Rolle spielt, ständig von „Äbten“ die Rede ist. Es wimmelt nur so von Äbten, als ob es deren in jeder Kleinstadt gleich eine ganze Menge gäbe. Aber natürlich sind es im Original gar keine Äbte, sondern schlichte Abbés, Geistliche, wie man sie überall antreffen kann. Dann wohnt man einer „niederen Messe“ bei, einer „low mass“, was aber eine stille Messe ist. Endlich erfährt man, daß sich „Almosenpfleger“ ausgerechnet der Pfarrjugend annehmen; man wähte dieses Amt längst ausgestorben; es sind denn auch bloß harmlose „Gruppenkapläne“ (aumôniers). Welche Verwüstungen hat allein die falsche Übersetzung von „doux“ angerichtet, was so viel wie gütig, sanft, mild und leise meint; aber als süßliche „Süßigkeit“ die Erbauungsliteratur weithin verzuckert!

Man könnte meinen, die gesamte religiöse Sprache sei unterminiert, so schwierig ist es, nur wenige Schritte auf diesem Gebiet zu wagen, ohne schlimmen Gefahren zu begegnen. Mit „Nebenursachen“ ist der theologische Ausdruck „Zweitursachen“ ebenso wenig getroffen, wie man hinter der

Übersetzung „Hauptgnade“ die „gratia capitis“, nämlich Christi als Haupt seiner Kirche vermutet. Ähnlich sind die „conseils évangéliques“ nicht einfach „Ermahnungen“, sondern die „evangelischen Räte“; ein „acte de contrition“ ist nicht, wie es Schwarz auf Weiß zu lesen steht, „eine vorzunehmende Bußhandlung“, sondern die „Erweckung von Reue und Leid“; „vocation religieuse“ meint mehr als irgendwelche „religiöse Berufung“, nämlich den „Ordensberuf“ usw., usw.

Der Leser frommer Übersetzungen muß sich auf Überraschungen gefaßt machen: 43000 „Mädchen der Charité“ erneuern, so erfährt er, ihre Gelübde. Was sind das für erstaunliche, fromme Mädchen? Nun, es steckt nichts anderes dahinter als die „Filles de la Charité“, und das sind in schlichtem, katholischem Deutsch einfach „Barmherzige Schwestern“ (oder „Vinzentinerinnen“)! Ohne die Vertrautheit mit dem kirchlichen Sprachgebrauch geschieht es, daß in der deutschen Ausgabe eines bedeutenden französischen Dichters „offices“ statt zu Gottesdiensten zu „Pflichten“ wird, und gar „vêpres“ statt zum Abendgottesdienst zum „Kaffeetrinken“!

Es sind nicht nur die Vokabeln; ärgerlicher und schädlicher ist bei vielen dieser ungenügenden Übersetzungen der fremdartige, undeutsche Gesamtton. Haftet den Schriften mancher Sekten ein unangenehmer Beigeschmack des Angelsächsischen an, so hat unser katholisches Schrifttum vor allem Einflüsse aus den romanischen Sprachen, besonders aber aus dem Französischen aufzuweisen. Es wird wohl überhaupt etwas viel übersetzt. Aber wenn schon übersetzt wird, sollte man den Mut zu einer wirklichen Eindeutschung aufbringen. Sonst entstehen eigentümlich fremdartige, kraftlose und zwittrige Gebilde. Hier ist es schwerer, Einzelsätze herauszugreifen; es ist eher eine sich über ganze Seiten hinziehende, diffuse Stimmung. Immerhin wollen wir dem Leser auch hier einige Proben nicht vorenthalten.

Eine aus Frankreich stammende deutsche Ordensgenossenschaft verwendet als Briefkopf „Es lebe Jesus und Maria!“. Kann der Deutsche das vollziehen? Im Französischen ist „vive Jésus!“ möglich, und Franz von Sales hat es gern verwandt. Aber im Deutschen geht es nicht. Aus einer italienischen Heiligenbiographie: Ein junger Mensch sagt: „Ich möchte meinen Kameraden näherkommen und sie im Religiösen begeistern“ (haben wir schon einmal jemanden „im Religiösen begeistert“?). Ebendort steht zu lesen: „Das war aber damals ganz außergewöhnlich, daß jemand einen zum oft (!) Empfang der heiligen Sakramente anspornte.“ Dann wird eine Sammlung „für die Klerikalkleider“ angeregt. Man will (und das ist keineswegs ironisch gemeint) „einen ebenfalls lammfrommen Jungen durchhauen“... „aber der Heilige schritt ohne Tändeleien seinen Berufsweg voran“, während andere „in weltliches Treiben verwickelt“ werden. Die Geistlichen ihrerseits „hielten große Abstände gegenüber den Jugendlichen“. „Demgemäß wollte das erste dieser Büchlein das Rüstzeug bieten für einen vorsorglichen, klugen Katholiken, das zweite wollte einem klugen Mädchen, das dritte einem ebensolchen Jungen dienen“ (Erscheinungsjahr 1955).

Wie jede Landstraße zwei Chausseegräben hat, so kennt auch die Sprache und das fromme Deutsch die widersprüchlichsten Anfechtungen: man kann das sprachliche Gewand vernachlässigen und man kann es übertrieben kultivieren. Akademische Stelzengängerei und Geziertheit sind nicht minder ein Greuel als die gerügte Unkultur. Der Anschluß an die lebendige Sprache des Menschen von heute meint etwas anderes als das Haschen nach modischen Effekten. Die Sprachblüten neumodischer Färbung wirken keineswegs erquicklicher als die altmodischen. Wenn uns eine vorbildliche Christin unserer Tage als „eine Frau von ganz großem Format“ vorgestellt wird, wenn die Ordensleute „verborgene Gebetsdynamos“ genannt werden und ein Schriftsteller von Rang Christus „als die hundertprozentige Erschließung des Potentials des Menschen“ darstellt, dann wird man gegen die Alten nachsichtiger. Für sie war Gott auch noch nicht „unfaßbar, in den atomaren Gewittern des trinitarischen Feuerofens“, wie man es in einem Buch lesen kann (Erscheinungsjahr 1957). Nichts überlebt sich übrigens so schnell wie die Schöpfungen der Sprachmode. Als man am Palmsonntag 1842 zum erstenmal in München Bachs Matthäus-Passion aufführte, verkündete das Programm, daß dies unter Mitwirkung von „250 Individuen“ geschehe. Wahrscheinlich waren gewisse Kreise auf diese „Individuen“ besonders stolz. Im Jahre 1805 erschien zu Kempten ein „Gebetbuch aus Klopstocks Werken zum Behuf erhabenen empfindender Katholiken zusammen getragen und geordnet“. Solche „erhabenen empfindende Katholiken“ gibt es auch heute. Sie bilden fast eine Kirche in der Kirche, und ihre Sprache hat kaum mehr etwas mit der unserer Katechismen und Gesangbücher gemein.

Hier lauert für manche Gebildete die Versuchung, in der Ästhetik einen Ersatz für die Religion zu suchen und vor den unerbittlichen Gerichten Gottes und den klaren, wehtuenden Weisungen der Kirche in eine verschwommene Gnosis auszuweichen. Derlei Versuchungen sind in unsern Tagen wieder sehr stark. Der ferne Osten übt eine neue, nicht immer wohlthätige Anziehungskraft aus, und die Popularisierung religionsgeschichtlichen Wissens tut ein übriges zur Verwirrung der Geister.

Das metallische und rationale Latein der Kirche macht uns gewiß allen zuweilen zu schaffen; aber dem gnostischen Wust gegenüber kann man an ihm seine helle Freude haben: an seiner schlichten, eindeutigen Klarheit, in der Gottes Geist das Lehramt der Kirche schützt. Das echte fromme Deutsch ist zumeist das schlichte Deutsch. Als eine Korrespondentin des Heiligen Franz von Sales ihm ihre Bewunderung in reichlich gezierten Worten ausgesprochen hatte, mußte sie sich von dem gütigen Bischof, der aber auch sehr offen zu reden verstand, sagen lassen: „Man muß mehr darauf bedacht sein, die Eitelkeit in den Worten als in den Haaren und Kleidern zu meiden.“ Sie möge sich in Zukunft einer einfachen „unfrisierten“ Sprache bedienen. Das war Sprach- und Seelentherapie in einem. Hier war ein Bischof der Kirche Sprachtherapeut, der selbst für seine Zeit das Vorbild einer natürlichen und anmutigen Sprache gegeben hat, (wenn ihn auch der grimme

Léon Bloy für den zuckersüßen Stil der späteren Frömmigkeitsliteratur mit verantwortlich macht).

Nicht als ob es ein allgemeingültiges Maß gäbe. Nicht jedem Prediger steht die gleiche Redeweise an. Was bei dem einen gewachsen ist und die Menschen ergreift, kann bei einem andern peinlich wirken. Als der temperamentvolle Bischof Camus die würdevolle Langsamkeit des heiligen Franz von Sales, seines Nachbarbischofs, auf der Kanzel nachzuahmen begann, hat der es ihm mit Humor ausgetrieben. Es kommt auf die Hörer und auf die Stunde an. Der Straßenprediger verfügt über größere Freiheit als der Prediger innerhalb der Kirche. Der religiöse Bereich selbst ist wieder eine ganze Welt mit einer Fülle von Aufgaben, denen je eine andere Sprache gemäß ist: Da gibt es Außenbezirke, wo etwa Lied und Brauchtum ins Religiöse hineinragen, aber doch stärker im Landschaftlich-Volkhaften wurzeln; in diesen Bezirken darf es derb und humorvoll zugehen. Die innere Welt des Mysteriums dagegen verlangt heilige Weihe. Die offizielle, gemeinschaftliche Feier der Liturgie wird andere Formen wählen als das stille, persönliche Beten in der Kammer. Die Kinder wollen anders angesprochen sein als die Großen.

„Mein Kind! Gott ist gut und hat dich lieb. Was nur schön ist, das ist von Gott. Auch dir zu lieb malt Er die Blüth' am Baum so schön weiß und roth. Auch dir zu lieb färbt Er Laub und Gras so schön grün. Auch dir zu lieb macht Er, daß der Thau so schön roth und gelb, und blau und grün strahlt. Was nur gut ist, das kommt von Gott. Das Brod, das so wohl schmeckt, gibt er dir. Er gibt dir die Milch, die so frisch und so süß ist. Auch das Obst, das du so gern issest, kommt von ihm.

Was du nur hast, hast du von Gott. Auch dein Haus und dein Kleid gab Er dir. Auch den Schlaf, der dir so wohl kommt, schickt Er dir. Er macht, daß du lebest und frisch und roth bist. Und Gott sorgt nicht nur für dich. Er nährt den Wurm im Staub'. Er tränkt die Blum' im Gras. Doch ist Ihm nichts in der Welt so lieb, als der Mensch. Dich, und was nur Mensch heißt, liebt Er, wie das Bild im Aug'.

Mein Kind! Gott ist ganz gut, und in Ihm ist nichts, das böse ist. Gott liebt und thut nur, was recht und gut ist. Gott haßt die Sünd', und was böse ist. Gott will, du sollst auch gut, und nicht böse seyn. Gott liebt das Kind, das gut und fromm und brav ist.“

So zu lesen in einem Lehr- und Lesebüchlein „Erster Unterricht von Gott für die lieben Kleinen“ München 1839. Da spürt man, wo die Quellen liegen. An ihnen kann sich der Herr Theologus von seinen dünnen Fachbüchern erholen. Vielleicht lernt er dann auch, schlicht und lebendig und von Herzen den Kindern vom lieben Gott zu erzählen. Er kann sich aber auch bei Tauler, J. M. Sailer oder Alban Stolz erquicken. Vor allem aber wartet auf uns alle das große Bilder- und Geschichtenbuch der Bibel; das Lebensbuch mit seiner Registerfülle: mit seinen Geschichten und seinen Liedern. Das rätselhafte Buch, dessen goldener Schlüssel das Neue Testament ist; dieser Schlüs-

sel schließt uns auch die andern geheimnisvollen Gemächer auf: die der Patriarchen und der Propheten, die der Geister und der apokalyptischen Tiere ...

In Gottes Wort wird jede Sprache fromm. Auch unser Deutsch kann in keine bessere Schule gehen. Auch unser Deutsch hat keine schönere, reichere Möglichkeit, als all seine Register dem göttlichen Anhauch zur Verfügung zu stellen. Mag unsere Stimme noch so bescheiden sein, Gott ist gütig, er lacht unser nicht. Er hat alle großen und kleinen Stimmen geschaffen. Er läßt jede teilnehmen an dem Lobpreis, der der Sinn der ganzen Schöpfung ist.

Osterreich und Deutschland

HUBERT BECHER SJ

Es war ein folgenschwerer Akt, als Friedrich Barbarossa am 17. September 1156 in Regensburg die Markgrafschaft Österreich, etwa dem heutigen Niederösterreich entsprechend, zum Herzogtum erhob, dieses Erblehen seinem Oheim Heinrich und dessen Gemahlin Theodora sowie deren Söhnen und Töchtern verlieh und es zugleich sozusagen aus der Vollverpflichtung aller übrigen Lehen des Reiches entließ, indem der Herzog nur zur Teilnahme an den in Bayern angesagten Reichstagen und zur Heeresfolge in den seinem Land benachbarten Gebieten verpflichtet war.¹

Altertum und Mittelalter

Das Land, das schon in der Stein- und Bronzezeit mit dem übrigen Süden Deutschlands eine einheitliche Geschichte hatte, wurde 803 von Karl dem Großen im Zuge der politischen Ordnung des von den Bayern kolonisierten Südostens als Ostmark gegründet und 976 als Markgrafschaft wiederhergestellt. Der Grenzschutz ergab von selbst eine straffe und eigene Organisation und ein eigenes staatliches Leben, das dann durch die Urkunde Friedrich Barbarossas, das *privilegium minus*, noch eine deutlichere und stärkere Ausprägung erhielt. Als einziges Herzogtum ohne eigenes Stammesvolk, unter stetem Zuzug von Bayern und Franken, durch 270 Jahre vom gleichen Geschlecht der Babenberger regiert, ohne Reichsritterschaft und ohne Reichsstädte, bildete Österreich ein besonders geschlossenes und machtvolles Gebiet, das sich immer mehr ausdehnte. Die in den Wirren der Völkerwanderung eingesickerten Slawen gingen mehr und mehr im deutschen Volkstum

¹ M. G. H. Legum S. IV t. 1, 220—223.